

an deutsche Familien, zu deren Ermittlung sie ein Heer von Agenten reisen lassen, und liefern ihnen einzelne Kleider gegen Baarzahlung beim Empfange. Indem sie in dieser Weise, unterstützt durch die in Deutschland naturwüchsige Neigung, Fremdes vor allem zu lieben und werth zu achten, leicht den Eingang in das einzelne deutsche Haus finden, überspringen sie den Grossisten und Detaillisten, zahlen den Eingangszoll von höchstens $2\frac{1}{2}$ —3 Procent auf ihre meist kostbaren Waaren und drücken die heimische Industrie in einer Form aus dem eigenen Markte, die diese jenen um ihres grösseren Patriotismus willen nicht nachmachen kann. Fast ohne alle Spesen und ohne alles Risiko führen sie durch diese neue Form brieflichen Hausirhandels ihren Erzeugnissen die besten Abnehmer zu und dürften dem deutschen Handel allmählich vorzugsweise nur die Käufer auf Borg überlassen.

II. Die allgemeinen Verhältnisse der Seidenweberei.

Die zahlreichste und wichtigste Arbeiterklasse bilden die Weber; sie sind hausindustrielle Lohnarbeiter, welche fremdes Material nach fremden Bestellungen verarbeiten.

Doch hat es auch sogen. Weber auf eigene Rechnung gegeben. Aus Viersen¹⁾ finden sich Nachrichten aus dem Jahre 1786 über Sammetbandweber (Lindwirker hiessen sie damals), welche Seide kauften, sie verarbeiteten und die Waaren an Crefelder Grossisten absetzten. Sie verdienten viel und prunkten mit ihren Kronenthalern zum grossen Aerger ihrer ländlichen Nachbarn. Da kam 1812 das Sammetband ausser Mode, die meisten Weber verarmten und wurden von dem grossen Hause Diergardt als Lohnwirker aufgesogen. Nur vereinzelt gelang es ihnen, ihre Selbständigkeit bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinüber zu retten. Ihr Product waren die Bänder der Landestrachten, die buntfarbigen Sammetbänder des Elsasses, der Schweiz, der Minden-Bückeburger Gegend, welche bei aufsteigender Konjunktur willige Käufer fanden; bei herabgehender Nachfrage aber, wenn das Lager des Fabrikanten überfüllt und dieser für den Absatz seiner eignen Bänder besorgt war, da geriethen die Weber in die grösste Verzweiflung. Kam unter solchen Umständen einer nach Viersen, so meinte der Fabrikant mit Achselzucken, er könne das Band nicht brauchen und bot nur einen Spottpreis; dann versuchte es der Wirker in Crefeld, Süchtelen, überall mit gleichem Erfolge. Nach

¹⁾ Schröteler: Herrlichkeit und Stadt Viersen 1861. S. 223. — Norrenberg: Geschichte der Herrlichkeit Grefrath 1875, S. 72.

Hause heimgekehrt, begann er am folgenden Tage den nämlichen Rundgang; vom Wandern ermattet, von so vielen abschlägigen Antworten mürbe gemacht, unter der Nothwendigkeit für die Familie etwas mitzubringen, nach vielem Zeitverlust verkaufte er endlich zu einem Preise, der oft nicht einmal die Auslagen und die verlorene Zeit deckte. Da nach vielen herben Verlusten entschlossen sich die Weber zum schweren Schritt, sie gaben die selbständige Stellung auf und tauschten die damals freilich vortheilhaftere, abhängige Lage des Lohnarbeiters ein; der Preis der Kaufleute dafür war: die Uebernahme des Risicos der Materialanschaffung und des Waarenabsatzes.

Dieser Schritt enthielt äusserlich eine um so tiefere Degradation, als die damaligen Weber nicht nur fremdes Material, sondern dasselbe auch auf fremden Stühlen verarbeiteten. Im XVIII. Jahrhundert hatte es so wenig Seidenweber gegeben und dieselben waren so mittellos gewesen, dass die Fabrikanten ihnen die grössten Erleichterungen hatten bieten und bei einer Ausdehnung der Produktion eigene neue Stühle aufstellen müssen. Die Zunahme der Anzahl der Kaufleute wie der Weber zog einen öfteren Wechsel derselben nach sich, das patriarchalische Verhältniss begann sich zu lockern, die Kaufleute brauchten nicht mehr zu befürchten, dass bergische Monopolisten ihnen die Arbeiter abspenstig machen würden, und sahen sich des Zwanges ledig, dieselben auch in Nothzeiten zu beschäftigen. Um so weniger durften und wollten sie aber hindern, dass die Weber lange Zeit hindurch für fremde Firmen arbeiteten und der alte Principal blieb nur nomineller Eigenthümer ohne etwelchen Nutzen von seinem Webstuhl. Zu gleicher Zeit wurden die Weber der Gewerbesteuer unterworfen und immer mehr gelangte bei ihnen der Gedanke zum Durchbruch: wir sind freie Handwerksmeister und können wirken, für wen wir wollen. Den Fabrikanten war es auch schon recht, wenn die Weber Eigenthümer ihrer lange besessenen Stühle wurden, es konnte ihnen dann auch mehr anvertraut werden; den neu entstehenden Firmen war damit ein grosses Hinderniss der Etablirung aus dem Wege geräumt, wenn sie von den Auslagen für Webstühle entlastet wurden. So geschah es denn, dass einzelne Meister ihre Werkzeuge ankauften.

Indess es bedurfte einer stärkeren Veranlassung, um einen radicalen Eigenthumswechsel herbeizuführen. Es kam das Jahr 1848, der Selbständigkeitssinn der Weber schwoll mächtig an, sie wollten nicht mehr auf fremdem Geräth arbeiten und eine ihrer wesentlichen Forderungen war: Ankauf der Webstühle. Dieselben wurden auf ihr Conto übertragen, und von einer günstigen Konjunktur unterstützt, wurden sie durch Terminzahlungen in kurzer Zeit Eigenthümer ihres lang ererbten Besitzes. Seit jener Zeit etablirt sich jeder Weber mit eigenem

Stuhl, zu welchem er sich das Geld schon früher erspart hat oder für welchen ihm ein Fabrikant die geringfügige Summe (etwa 90 M. für einen einfachen Sammetstuhl) vorstreckt.

Allein kaum erfreuten sich die Weber ihres neuen Eigenthums, als Verhältnisse eintraten, welche den früheren gleichen und bereits ähnliche Zustände hervorgerufen haben. Die schweren Seidenstoffe nämlich leiden durch die starke Erschütterung eines leichten Stuhles und bedürfen daher eines sogen. Lyoner Stuhls; dieser ist aber so theuer (etwa 120 bis 180 M.), dass der Arbeiter ihn nicht anschaffen kann, zumal er keine Garantie dafür hat, dass er in fortwährendem Gebrauche bleibt. Noch grösser sind seine Bedenken gegen den Ankauf einer Jacquardmaschine, denn bei jedem Wechsel der Breite und des Musters muss auch die gesammte Vorrichtung und der Harnisch wechseln, und weil die gemusterten Stoffe in Deutschland nicht heimisch, überhaupt seit Jahrzehnten durch die glatten verdrängt sind und die wenigen vorhandenen Stoffe dem Wechsel der Mode rasch unterliegen, so wäre der Weber gezwungen, ein beträchtliches Kapital (jedesmal 200—300 M.) für eine Jacquardvorrichtung anzulegen, welches keine Verzinsung finden würde. Die Lyoner Stühle wie die Jacquardmaschinen sind daher Eigenthum der Kaufleute, und sind diese ausser Stande, dieselben im Gange zu erhalten, so ertheilen sie dem Weber einen sogen. Behülfschein entweder umsonst oder lassen sich von dem andern Fabrikanten eine Miethe zahlen. Einige gestatten jedoch nicht, auf ihren Maschinen zu arbeiten, wenn sie in der Werkstätte noch eigene Muster haben, deren Nachahmung sie befürchten; sie lassen dann den Jacquard abheben und geben dem Weber andere, freilich weniger lohnende Arbeit. —

Eine Ausdehnung der Seidenindustrie konnte im vorigen Jahrhundert in dem Städtchen Crefeld nicht die genügende Anzahl Arbeiter finden und man war schon gleich damals genöthigt, diejenigen Verrichtungen in nahe Ortschaften zu verlegen, bei welchen es die Betriebsform zuliess: das war die Weberei. Schon 1750 werden zwei Filialen erwähnt, welche die von der Leyen in Geldern und Aldekerk angelegt hatten. In immer weiteren Kreisen dehnte sich nun die Weberei auf das Land hinaus; am Anfange unseres Jahrhunderts wurden die Sammetbänder schon allgemein auf dem Lande¹⁾, die Sammetstoffe noch hauptsächlich in der Stadt Crefeld gemacht; in den 1840er Jahren aber waren den Sammetbändern auch schon die einfachen Samme und die glatten halb- und ganzseidenen Stoffe auf das Land gefolgt. Unter dem Drucke der Schweizer Konkurrenz ging die Weberei immer weiter den

¹⁾ Golbery: Considerations sur le departm. de la Roër. S. 121. — (Ladouette:) Voyage dans le pays entre Meuse et Rhin. 1818.

billigen Löhnen, auf denen ja die Leistungsfähigkeit der Crefelder Industrie beruht, nach und theilte die Stoffe mit dem geringsten Materialwerth und von der einfachsten Technik bis an die Mosel und über die holländische Grenze an das Landvolk aus. Diese Strömung hat wohl 150 Jahre gedauert und vielleicht hat sie bald ihre Grenzen erreicht; bald werden auch jene Löhne schon zu hoch sein, in plötzlichem Umschlage werden dann die entferntesten Stühle stillgesetzt werden und der Kreislauf von neuem durch die Etablierung der mechanischen Weberei in den Städten beginnen.

Die entferntesten Weber leisten am wenigsten; ihnen gilt das Gewerbe als Winterbeschäftigung für den sonst müssigen Knecht oder für die Magd. Auch in den näher liegenden Bezirken, wo die Weber schon den grössten Theil des Jahres am Stuhle sitzen und die Feldarbeit von der Familie besorgen lassen, gehen sie zur Saat- und Erntezeit aufs Feld und die Fabrikanten haben sich schon auf diese Ausfälle an Lieferungen eingerichtet, welche bei den Sammten, welche nur eine Saison haben, auch weniger nachtheilig sind. Diese Arbeiter fertigen die einfachen Stapelartikel an; die schwierigeren und kunstvolleren, theureres Material enthaltenden Stoffe werden ihnen nicht anvertraut, diese werden ein paar Meilen im Umkreise von Crefeld gewebt, in jenen eigentlichen Weberdörfern, welche in der Einleitung namhaft gemacht wurden und fast alle mit der Industriebahn erreichbar sind.

In der Stadt Crefeld haben sich nur die Kunst- (Paramenten-), Muster- und Modestoffweberei erhalten; diese erfordern sehr kunstreiche Arbeiter, viel Aufsicht und es würde beschwerlich fallen, die Jacquardvorrichtungen alle auf das Land zu transportiren. Zwar finden sich auch heute Stühle auf glatte Stoffe z. B. für Regenschirme und vereinzelt sogar auf Sammt; auf denselben arbeiten aber entweder Greise, welche am Ende ihres Lebens ihre Arbeitsweise nicht ändern wollen oder Mädchen, welche der Vater nicht seiner Aufsicht entlassen will und für welche die Bewegung der schwereren und complicirteren Stühle zu viel Kraftanstrengung erfordert, oder solche Meister, welche aus momentaner Arbeitslosigkeit vorziehen, schlecht gelohnte Stoffe zu weben als völlig zu feiern. Im Allgemeinen kann man aber sagen, dass die Sammtband-, Plüsch- und Sammetstühle ihren Standort ausserhalb der Stadt haben und zwar um so weiter, je einfacher die Gewebe sind. Die Nothwendigkeit der Auswanderung ergibt sich für den Weber aus folgender Berechnung. Nach der Kreisstatistik betrug im Jahre 1869 der Jahresbedarf einer Familie mit drei Kindern: an Nahrungsmitteln 300 M. in Crefeld gegen 270 M. auf dem Lande, an Wohnung 75 gegen 54 M., an Wäsche und Kleidung 60 gegen 51 M., die übrigen Ausgaben blieben sich wohl die gleichen. Ferner findet der Meister in der Stadt

keine Gesellen oder nur gegen einen übermässigen Lohn; vor allem leisten ihm die eigenen Töchter keine Unterstützung in der Weberei, denn sie finden in den Hülfgewerben eine unvergleichlich besser gelohnte Beschäftigung. Der Meister muss also allein arbeiten und verdient in der Stadt etwa 18 Mark wöchentlich; da sagt er sich denn, dass er auf dem Lande mit Gehülfen auf drei Stühlen Sammet leicht 36 Mark verdienen kann, von denen ihm nach Abzug von 12—15 Mark an die Gehülfen doch noch immer 21—24 Mark verbleiben. Daher kommt es, dass in der Stadt Crefeld die Weber meistens allein arbeiten, im Jahre 1867 hatten nur 17,3 Procent derselben zwei und mehr Webstühle, während in dem Landkreise Crefeld, Kempen, Erkelenz, Geldern, Gladbach die entsprechenden Zahlen 49,8, 48,9, 43,4, 43,4 und 34,5 Procent lauteten¹⁾. Dort ist die Weberei lohnender als die Feldarbeit, die ganze Familie sitzt am Webstuhl und Gehülfen sind billiger zu haben. Erst in ganz entfernten, rein landwirthschaftlichen Gegenden, wie in den Kreisen Grevenbroich und Rees beweisen die 20,9 und 29,6 Procent, dass es meist nur ein einziger Stuhl ist, welcher den einsamen Bauer oder seinen Knecht im Winter beschäftigt.

Das Heer der Weber steht schlagfertig und wohlausgerüstet im Felde; vom grossen Hauptquartier aus, der Stadt Crefeld, leiten die Fabrikanten die Kampagne, unterstützt von ihren Intendanten, den Rohseidehändlern, ihren Adjutanten, den Kommiss, und ihren Stabsofficiern, den Werkmeistern. Unter ihrer unmittelbaren Aufsicht finden alle Vorbereitungen zum Siege in der Färberei, Winderei und Schererei und die Vollendungsarbeiten in der Appretur und Packkammer statt. Alle diese Hülfgewerbe haben ihren Sitz in der Stadt, nur die Winderei zieht bereits den Webertöchtern nach in die Vorstädte und näher gelegenen Ortschaften hinaus. Die Arbeiter sind mit Ausschluss der Färber in all diesen Beschäftigungen weibliche, ihre Verrichtungen sind sämmtlich äusserst leichte und alle städtischen Mädchen bis in den Mittelstand hinauf von ihnen und von der damit zusammenhängenden Kravattenfabrikation und Konfektion absorbiert. Aber sie reichen nicht hin, die Nothwendigkeit städtischer Concentration steigert die Löhne ganz unverhältnissmässig hoch, jeder Aufschwung der Industrie führt eine Unzahl Mädchen der Stadt zu und ein ausserordentlicher Ueberschuss derselben in dem Jungfrauenalter von 18—25 Jahr tritt ein (Anlage VII). Damit ist die industrielle Physiognomie Crefelds als Weberstadt völlig verändert; die typische Figur des Spulenen (Spuljungen), jenes Vettters des Pariser Gamin und Berliner Schusterjungen, über

¹⁾ G. v. Hirschfeld: Die rheinische Hausindustrie in der Concordia 1874, S. 161.

dessen rohe, aber witzige Einfälle einst des Abends Gelächter die Strassen hinabschallte, ist verschwunden; die Mädchen treten ihr Regiment in Crefeld an! Fünfzig Procent Ueberschuss der Mädchen in der Wonnezeit des Jugendlebens, — welche Folgen!

Die Ausdehnung der Weberei von Seide, Sammet, Baumwolle und gemischten Stoffen in entlegene Gegenden erschwerte die persönliche Verbindung mit den Crefelder, Gladbacher und Elberfelder Fabrikanten und hatte die Anlage von Factoreien zur Folge: die Firma setzte den Lohn fest und bezahlte ihren Factor ausserdem. Theils waren die an einem Orte für ein Haus arbeitenden Weber nicht zahlreich genug, um dem Factor ein auskömmliches Verdienst zu sichern, theils suchte dieser durch Uebernahme von Bestellungen auch anderer Firmen sich mehr Geld zu machen; kurz die Stellung der Factoren war anfangs die von Kommissionären, welche gegen Provision zu festgesetzten Löhnen die Ketten für verschiedene Firmen unterbrachten. Dies hatte den naheliegenden Missbrauch zur Folge, dass sie durch Verminderung des Lohnes ihre Einnahmen vergrösserten; die Fabrikanten erfuhren das und hörten auf, die Provision zu zahlen. Nun waren die Factoren lediglich auf die Differenz des vom Fabrikanten ausgesetzten und von ihnen gezahlten Weblohns angewiesen, sie übernahmen für immer mehr Firmen Kommissionen und drückten die Löhne immer tiefer. Je weniger eine Gegend Fabrikanten hatte, desto mehr hatte sie Factoren; es gab unter diesen einige so niedrig stehende Individuen, dass sie wöchentlich einige Mal mit dem Schiebkarren in den Ort kamen; je roher und wucherischer solche Factoren waren, desto grenzenloser war die Ausbeutung der Arbeiter. Bei flottem Geschäftsgange war der Weber gesucht und konnte seine Bedingungen stellen, in flauen Zeiten aber, wenn die Fabrikanten selbst keine Arbeit mehr hatten, hielten die Factoren noch einige Ketten aufbewahrt und gewannen 25—30 Procent an dem ohnehin schon stark reducirten Weblohn. Diese Erpressung wurde noch verstärkt durch das Trucksystem und das Halten von Branntweinschenken.

Die Fabrikanten thaten nichts gegen die im stillen schleichende Corruption; sie waren zufrieden, nur ja nichts mit den Arbeitern direct zu thun zu haben. An die Oeffentlichkeit wurden diese Verhältnisse gebracht durch eine Petition der Seidenweber in Kempen vom 25. Oktober 1848 an den Handelsminister; zahlreiche Ortsbehörden unterstützten das Gesuch und es zeigte sich, dass dieser Missbrauch namentlich bei den Baumwollwebern, welche für Gladbach arbeiteten, vorkam. Am 10. Februar 1849 kam es zu einer Vereinbarung zwischen Webern, Fabrikanten und Factoren, wonach den letzteren 10 Procent vom Weblohn bewilligt wurde, für baum-

wollene Hosenzeuge und Biber wurde ein besonderer Satz normirt; zudem wurden die Behörden angewiesen, gemäss den §§ 49 und 71 der Gewerbeordnung bei der Koncessionirung solcher Factoren ihre Zuverlässigkeit zu prüfen¹⁾.

Factoren, und zwar jetzt mit festem Gehalt, haben sich hauptsächlich nur noch in entfernten Gegenden erhalten. Die grossen Factoreien von Elberfeld für Orleansgewebe gingen nach Entstehung mechanischer Fabriken ein, an vielen kleinen Orten etablirten sich selbständige Kaufleute; der Ausbau der Industriebahn in unserem Jahrzehnt ermöglicht den Webern persönlich das fertige Stück zu überbringen. Obwohl er einen halben Arbeitstag verliert, lässt auch der ärmste Weber in Viersen sich die Fahrt nach Crefeld die zwölf Groschen kosten, weil über viele Fehler im Stück durch persönliche Rücksprache leicht ein Ausgleich stattfindet, für welche sonst Abzüge gemacht würden. Für die entfernter wohnenden Weber sind z. B. in Lobberich, Breyel, Grefrath Liefertage eingerichtet, an denen ein oder zwei Mal im Monat ein Associé, Prokurist oder Kommis der Firma die Gewebe entgegen nimmt und beurtheilt. In die ganz entlegenen sogen. Kolonien kommen nur Boten, welche neue Ketten und Kämmen mitbringen und die fertige Waare in die Stadt fahren, wo sie beurtheilt wird und für welche der Bote in der nächsten Woche das Geld mitbringt. Aus der äussersten Zone, wo die versprengten Weber die Anlage einer Factorei nicht lohnen, senden sie ihre Stücke mit der Post nach Crefeld.

Eine technisch controllirende Besichtigung der Gewebe auf dem Stuhl findet durch den Werkmeister statt und dieser hat grossen Einfluss darauf, ob der Weber überhaupt Arbeit und ob er eine lohnende (z. B. gute statt verbrannter Ketten, gemusterte Stoffe statt Sammet) erhält. Daher wird er bei guter Laune erhalten; der Tag der Besichtigung ist ein Tag der Tractamente, manches Huhn, Schinken, Eier wandern umsonst oder zu halben Preisen in seine Küche. Ja sogar das Factorenunwesen, wobei in schlechten Zeiten namentlich von den verschuldeten Webern grössere Provisionen erpresst werden, kommt noch vereinzelt vor und ich selbst bin einem schieläugigen, fuchsrothen Wucherer in einem Dorfe des Kreises Erkelenz auf die Schliche gekommen. Zum Theil liegt die Schuld an den Fabrikanten, welche kein Auge für die Missbräuche ihrer Beamten haben, zum grossen Theil an den Webern selbst, welche sich dergleichen gefallen lassen. —

Eng mit den Geschicken ihrer Meister verknüpft sind die der Gesellen. Bis zum Jahre 1848 waren die ersteren nur die Aufseher über die auf den Webstühlen der Fabrikanten arbeitenden Gesellen; hiefür wie für die Benutzung ihrer Wohnräume

¹⁾ Königl. Regierung zu Düsseldorf, Acta I. III. 9. 7.

erhielten sie ein Drittel des Weblohns; von den übrigen zwei Dritteln hatten die Gesellen die Auslagen für das Spulen, das Säubern der Kette, das Oel für die Lampe, das Papier und Derartiges zu bestreiten und das Aufbäumen selbst zu besorgen. Alle Gründe nun, welche die Meister mit mehreren Stühlen aus der Stadt drängten, vertrieben schon weit früher den Gesellenstand und wiesen demselben die mittlere Zone als Standort an. Aber auch hier war die Existenz bei nur zwei Dritteln des Lohns eine sehr prekäre, und als mit dem Ankauf der Webstühle im Jahre 1848 das Haupthinderniss der selbständigen Niederlassung geschwunden war, hörte das eigentliche Gesellenwesen fast ganz auf. Als kleine Meister beziehen sie den vollen Lohn und haben das doppelte Risiko des Gesellen nicht mehr zu tragen, nämlich ob ihr Meister überhaupt eine Kette erhält, und falls er eine bekommt, ob es doch nur eine einzige ist und der Geselle daher entlassen werden muss. Die gegenwärtig noch vorhandenen männlichen Gehülften sind meist die eignen Söhne vor Ableistung der Wehrpflicht, die erwachsenen Söhne, etwaige Verwandte oder es bleiben auch mehrere Brüder zusammen. Wo ein Meister es noch für vortheilhaft hält, einen Arbeiter zu beschäftigen, zahlt er ihm z. B. in Viersen ein Fixum pro Meter und giebt ihm ausserdem die Kost.

Das Gesellenwesen hat in der Seidenweberei niemals eine Rolle gespielt; das eigentliche Verderben brachten über ihn die — Gehülftinnen. Bei ihren geringeren Anforderungen an das Leben vermögen sie mit zwei Dritteln des Lohnes noch immer zu bestehen, sie verspüren nicht den Drang nach selbständiger Etablirung, und — was auch in der mechanischen Weberei ihnen den Sieg verschafft hat — sie arbeiten mindestens ebenso rasch, wenn nicht flinker und tüchtiger als der Mann. Bei ihnen ist die Disciplin leichter herzustellen, die Genauigkeit der Arbeit und die Gewissenhaftigkeit im Einhalten der Verträge grösser, an Intelligenz und Gewandtheit fehlt es dem Weibe nicht, nur am Jacquard und an den schweren und breiten Stühlen sind die Ansprüche an ihre physische Konstitution zu grosse. Im Weibe hat die Industrie eine gelehrige Kraft und die Gemeinde im Weben eine Arbeit für ein schwer zu beschäftigendes Geschlecht gefunden.

In Crefeld und den Nachbarorten, wo die Frauen in der Winderei beschäftigt sind und das Weben der schweren und complicirten Stoffe für sie zu schwierig ist, hat die Frauenweberei seit den 1840er Jahren zwar auch zugenommen, doch ist sie selten im Vergleich zu den entfernteren Zonen. Hier haben in Folge derselben sich eine Reihe sittlicher Missstände entwickelt, welche Herr Caplan Dr. Norrenberg¹⁾ in seiner Pfarre Viersen eingehend schildert. Töchterlose Wittwer, allein-

¹⁾ Zweiter Jahresbericht des kathol. Arbeiterinnen-Vereins. 1878. S. 17 u. 34.

stehende Junggesellen, Männer mit schwächlichen Frauen sind zumeist darauf bedacht, Mädchen auf ihren Webstuhl zu bekommen. Die Frau wird eventuell in die Fabrik geschickt und die Gehülfin besorgt die Küche und die übrigen Hausarbeiten; finanziell ist das eine glückliche Speculation. Der Meister, der den ganzen Tag mit der letzteren allein in einer Stube arbeitet, tritt bald mit Versuchungen an sie heran; die Begabung der aus den ärmeren Ackerbaudistricten herübergekommenen Mädchen ist eine sehr geringe, die Verführung hat bei ihnen leichtes Spiel und sie werden bald die Beute des Mannes. Es sind Fälle vorgekommen, wo fremde Mädchen und zwar im Alter von 16 Jahren im Ehebruch geschwängert worden sind. Die Frau, die jedesmal von Eifersucht gequält nach Hause zurückeilt, tobt und wüthet und stürzt sich, da ihr durch den Hinweis auf die Nothwendigkeit des Doppelverdienstes die Unmöglichkeit einer Aenderung vorgehalten wird, schliesslich selbst in die Arme der Unzucht. In andern Fällen ist die Fabrikarbeit der Frau auf die Faulheit des Mannes zurückzuführen, der obwohl arbeitsfähig während ihrer Abwesenheit die Pfeife im Munde und die Schnapsflasche zur Seite über dem brodelnden Kessel wacht oder sonst im Hause herumdamelt.

Während der Meister am Webstuhl sitzt, säubert sein Weib ihm die Kette von allen Knötchen und Unreinlichkeiten und die Kinder sitzen auf einem Schemel vor dem Spulrade und lassen durch ihre Trittbewegung die Fäden von der grossen Bobine auf die kleinen Spulen ablaufen, die in dem Schiffchen befestigt werden, mit welchem der Vater durch die Kettfäden schießt. Ihre Arbeitszeit ist eine sehr verschiedene. Ein Sammetweber, welcher wenig einzuschiessen hat und viel Zeit bei dem Aufschneiden der Decke verbraucht, setzt täglich das Spulrad etwa auf zwei Stunden in Bewegung, ähnlich ein Weber von schwierigen Stoffen; dagegen geht bei einem Weber von glatten Seidenstoffen das Spulrad den ganzen Tag und dann muss noch die Mutter helfen. Je mehr Stühle im Webwinkel und je weniger Kinder, desto länger bleiben die Kleinen an die Arbeit gefesselt und auf sie passen die Schreckensbilder, wie sie namentlich die Gladbacher Baumwollfabrikanten entwerfen. Kinder von fünf Jahr an sitzen dann in der unbequemsten Lage, mit zusammengezogenen Beinen und gebücktem Rücken in überfülltem Raume am Spulrade und versäumen darüber die Schule. Oder falls sie dieselbe auch besuchen, müssen sie oft um 6 oder halb 7 Uhr Morgens an die Arbeit, so dass sie z. B. in Hüls gar keine Fortschritte machen, weil sie schon ermüdet in die Schule kommen; in den Freistunden und des Abends bis 8 Uhr wird den kleinen Fibelschützen keine Ruhe gegönnt und Eltern mit grosser Kinderschaar senden einige davon in grössere Werkstätten, um das tägliche Brot

zu verdienen. Entsetzen packte mich, als ich in Barmen oben in einer Dachkammer in den letzten Tagen des Septembers um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr Abends, also bei völliger Dunkelheit, einen siebenjährigen Knaben fand, der vergebens der schmalen Luke näher rückte, um den Faden zu sehn, den er über seinen Finger ablaufen liess.

Mit dem 14. und 15. Jahr beginnt für die Knaben das Weben, oft aber auch schon mit dem 11. und 12. Jahr und der Polizeidiener in Anrath hatte beispielsweise an einem Tage 14 Kinder zu holen, welche darüber die Schule versäumt hatten. Die Kinder der Weber erlernen das Gewerbe rasch, sie haben die Technik stets vor Augen, sehen hier und da einen Handgriff ab und sind gewissermassen zum Handwerk geboren. So hat sich in der Crefeld-Viersener Gegend ein erblicher Stand von Webern herangebildet, schon in zweiter, dritter Generation am Spulrad aufgewachsen und hinter dem Webstuhl gross geworden, bereits mit allen leiblichen, geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeiten einer traditionellen Arbeit; jedes Geschlecht hat der langen Reihe von Erfahrungen einige kleine Geheimnisse neu hinzugefügt und die Geschicklichkeit der Hand erhöht, welche mit der Zeit eine erbliche Qualität geworden ist.

Die fremden Kinder machen gewöhnlich eine Lehrzeit von drei Jahren durch, meist ohne schriftlichen Kontrakt. In den ersten zwei Jahren erhalten sie gewöhnlich die Hälfte, im dritten Jahr zwei Drittel des Weblohns; sie wohnen und essen bei ihren Eltern, nur landfremde Lehrlinge wie früher die aus Hessen oder von der Eifel wohnten beim Meister und wurden von ihm beköstigt. Aber wie das Gesellenwesen, so löste sich auch das Lehrlingswesen auf; auf der Höhe einer günstigen Konjunktur, wo auch die schlechteste Arbeit gut bezahlt wird, ist dasselbe fast gänzlich geschwunden; nach Krisen und in normalen Zeiten finden sich wieder Knaben ein, welche etwas lernen wollen, bevor sie selbständige Meister werden. Die Fabrikanten brechen namentlich während flotten Geschäftsganges in laute Klagen aus über die schlechten Leistungen der Weber; nicht zum geringsten Theile tragen sie selbst aber die Schuld daran. Durch die künstliche Ueberspannung der Production stellen sie die unfähigsten Leute als Weber an, Bauern und andere Arbeiter; da ist denn doch ein Lehrling, welcher $\frac{1}{2}$ —1 Jahr bereits gewebt hat, mindestens ebenso befähigt, und diese Gruppe junger und ungelernter Neulinge in der Industrie ziehen dann dem gesammten Weberstande den Vorwurf mangelhafter Leistung zu.

Die technischen Fertigkeiten des professionellen Weberstandes in der Crefelder Gegend sind ganz vortreffliche, auch die höhere technische Bildung ist verhältnissmässig weit verbreitet und zu den kunstvollsten Mustern finden sich immer zehn statt eines Webers. Die feineren Künste des Patronirens

sind vielen bekannt und durch zahlreiche Webeschulen, besonders durch die städtische verbreitet worden. An den Webern liegt es also nicht, wenn die gemusterten Stoffe in Crefeld keinen Boden gefunden haben; die Schwierigkeiten, welche sich einer Einführung derselben entgegenstellen, sollen an einem anderen Orte von allgemeineren Gesichtspunkten aus behandelt werden.

III. Die Geschichte der Seidenweber.

Die Lage der Seidenweber war im vorigen Jahrhundert eine gleichmässige und gesicherte. Die wenigen grossen Firmen hatten beträchtliche Kapitalien in ihren eigenen Hülfgewerben stecken und die geschickten Weber waren so selten und unentbehrlich, dass die Unternehmer an einer fortlaufenden Ausnutzung ihrer Kapital- und Arbeitskräfte ungemein interessiert waren; sie fabricirten viel auf Lager und zahlten andauernd Löhne von einer gewissen Höhe; dafür hielten sie sich schadlos am Waarenpreise. Das änderte sich allmählich in unserem Jahrhundert: das Absatzgebiet dehnte sich aus, sowohl die internationale Konkurrenz fremder Länder wie die innere neu etablierter Firmen trat ein und die Waarenpreise begannen zu schwanken und zu sinken; die Fabrikanten, namentlich die jüngerer Firmen, fühlten keinerlei Verpflichtung, ein für sie kostspieliges patriarchalisches Verhältniss anzubahnen, sie hatten auch nicht die Mittel, viel auf Lager arbeiten zu lassen, sondern beschäftigten die Arbeiter, solange sie einen Vortheil dabei fanden, und entliessen sie, wenn die Preise ihnen keinen Nutzen mehr boten; die Anzahl der geschickten Arbeiter war schon sehr gewachsen, die Furcht vor ihrer Verführung und dem Verrath der Fabrikgeheimnisse aufgegeben und alle Motive der Rücksichtnahme auf sie geschwunden, — die Arbeiter sind es, welche nun einen grossen Antheil am Wechsel der Konjunktur in Gestalt von Arbeitslosigkeit und erniedrigtem Lohn zu tragen bekommen. Dann fallen sie in ihrer Noth der Sorge von Gemeinde und Staat anheim.

Nachdem die ersten wenigen guten Jahre des Rückfalls von Crefeld an Preussen, wo noch der Westen und schon der Osten seiner Ausfuhr offen standen, verdrauscht waren, als sowohl Frankreich wie auch Polen und Russland verschlossen wurden und im Rheinland selbst die Binnenzölle hemmend in den Weg traten, als schlechte Ernten die Preise der Lebensmittel furchtbar in die Höhe trieben, als das baare Geld zu mangeln anfang und die heimischen Märkte von ausländischen Waaren überschwemmt wurden, da wimmelte es von Arbeits-